



HENDRIK BIRUS

***GRÖSSTE TENDENZ DES ZEITALTERS  
ODER EIN CANDIDE, GEGEN DIE POËSIE GERICHTET?***

**FRIEDRICH SCHLEGELS UND NOVALIS'  
KRITIK DES *WILHELM MEISTER***

Vorblatt

**Publikation**

Erstpublikation: Goethes Kritiker. Hg. von Karl Eibl u. Bernd Scheffer.

Paderborn: Mentis 2001, S. 27-43.

Neupublikation im Goethezeitportal

Vorlage: Datei des Autors

URL:

<[http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/goethe/meisterslehrjahre\\_birus.pdf](http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/goethe/meisterslehrjahre_birus.pdf)>

Eingestellt am 22.01.2004

**Autor**

Prof. Dr. Hendrik Birus

Ludwig-Maximilians-Universität München

Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft

(Komparatistik)

Schellingstr. 3

80799 München

Emailadresse: <[h.birus@lrz.uni-muenchen.de](mailto:h.birus@lrz.uni-muenchen.de)>

**Empfohlene Zitierweise**

Beim Zitieren empfehlen wir hinter den Titel das Datum der Einstellung oder des letzten Updates und nach der URL-Angabe das Datum Ihres letzten Besuchs dieser Online-Adresse anzugeben:

Hendrik Birus: *Größte Tendenz des Zeitalters oder ein Candide gegen die Poesie gerichtet?* Friedrich Schlegels und Novalis Kritik des *Wilhelm Meister*

(22.01.2004). In: Goethezeitportal. URL:

<[http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/goethe/meisterslehrjahre\\_birus.pdf](http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/goethe/meisterslehrjahre_birus.pdf)>

(Datum Ihres letzten Besuches).

HENDRIK BIRUS

**GRÖSSTE TENDENZ DES ZEITALTERS  
ODER EIN CANDIDE, GEGEN DIE POËSIE GERICHTET?**

**FRIEDRICH SCHLEGELS UND NOVALIS'  
KRITIK DES WILHELM MEISTER**

Sie jammern immer, die deutschen Autoren schrieben nur für einen so kleinen Kreis, ja oft nur für sich selbst untereinander. Das ist recht gut. Dadurch wird die deutsche Literatur immer mehr Geist und Charakter bekommen. Und unterdessen kann vielleicht ein Publikum entstehen.

Friedrich Schlegel, *Athenäums-Fragment 275*

**I.**

Selten dürfte ein Roman während seiner Entstehung von so kompetenten Werkstattgesprächen begleitet gewesen sein, wie sie der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller zu *Wilhelm Meisters Lehrjahren* in den Jahren 1794-96 bezeugt. Dieser so kritische wie beflügelnde Dialog wurde jedoch gleich nach Erscheinen des ersten Bands im Januar 1795 durch einen Widerstreit der öffentlichen wie der privaten Reaktionen zu diesem Roman überlagert.<sup>1</sup> In dieser durch den *Xenien*-Streit zusätzlich aufgeheizten Situation publizierte der damals fünfundzwanzigjährige Friedrich Schlegel, der soeben nach der Entzweiung mit Schiller und Woltmann von Jena nach Berlin übersiedelt war, im September 1797 im dortigen *Lyceum der schönen Künste* (I 2) das selbstbewußte „Kritische Fragment“:

---

<sup>1</sup> Vgl. Hans Eichner, „Zur Deutung von *Wilhelm Meisters Lehrjahren*“, in: *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts* 1966, S. 165-196; sowie die Dokumentation der wichtigsten Zeugnisse in den *Lehrjahre*-Kommentaren von Hans-Jürgen Schings (Johann Wolfgang Goethe, *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe*, Bd. 5, München 1988, S. 652-696 – künftig zitiert mit der Sigle MA) und von Wilhelm Voßkamp (Johann Wolfgang Goethe, *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche [Frankfurter Ausgabe]*, I. Abt., Bd. 9, Frankfurt/M. 1992, S. 1275-1316 – künftig zit. mit der Sigle FA).

Wer Goethes MEISTER gehörig charakterisierte, der hätte damit wohl eigentlich gesagt, was es jetzt an der Zeit ist in der Poesie. Er dürfte sich, was poetische Kritik betrifft, immer zur Ruhe setzen.<sup>2</sup>

Welche grundlegende Bedeutung dem *Charakterisieren* in der sich damals konstituierenden romantischen Literaturkritik zukam, lassen zwei gleichzeitige Fragmente Schlegels erkennen:

Die *Charakteristik* ist eine eigne specifisch verschiedene Gattung, deren Ganzheit nicht historisch sondern KRITISCH ist. – <Ein kritisches Kunstwerk. –>

Die *Charakteristik* ist nicht Hist[orisch]; sie betrachtet ihr Objekt als ruhend, seiend, als Ein untheilbares Ganzes; die Hist[orie] als fließend, werdend, nach s.[einen] Theilen ohne das Ganze zusammenzufassen. – ??[Kritik] ist also gleichsam Hist<sup>2</sup> [potenzirte Historie]/<sup>3</sup>

In diesem Sinne schrieb bald darauf sein Mitstreiter Schleiermacher im *Athenäum* (III 1, 1800) zur „Charakteristik eines bestimmten Individuums“ (sei es eines Autors, eines ?uvre oder eines einzelnen Werks):

Eine solche soll das Individuum chemisch zerlegen, die innerlich verschiedenen Bestandtheile desselben von einander sondern, und in ihrem quantitativen Verhältniß darstellen, dann das innere Princip ihrer Verbindung, das tiefste Geheimniß der Individualität aufsuchen, und so da Individuum auf eine künstliche Weise nachconstruiren.<sup>4</sup>

Ja, am Ende seiner frühromantischen Phase betonte Schlegel in der „Allgemeinen Einleitung“ zu *Lessings Gedanken und Meinungen* (1804):

Es ist nichts schwerer, als das Denken eines andern bis in die feinere Eigentümlichkeit seines Ganzen nachzukonstruieren, wahrnehmen und charakterisieren zu können. [...] Und doch kann man nur dann sagen, daß man ein Werk, einen Geist verstehe, wenn man den Gang und den Gliederbau nachkonstruieren kann. Dieses gründliche Verstehen nun, welches, wenn es in bestimmten Worten ausgedrückt wird, Charakterisieren heißt, ist das eigentliche Geschäft und innere Wesen der Kritik.<sup>5</sup>

---

<sup>2</sup> Friedrich Schlegel, *Charakteristiken und Kritiken I (1796-1801)*, hrsg. u. eingel. v. Hans Eichner, München/Paderborn/Wien u. Zürich 1967 (= Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, Bd. 2), S. 162 (Nr. 120) – künftig zit. mit der Sigle *KFSA*.

<sup>3</sup> Friedrich Schlegel, *Fragmente zur Litteratur und Poesie* V 629 u. 631 (*KFSA* 16, S. 138).

<sup>4</sup> Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, „Garve's letzst noch von ihm selbst herausgegebene Schriften“, in: Schleiermacher, *Schriften aus der Berliner Zeit. 1800-1802*, hrsg. v. Günter Meckenstock, Berlin/New York 1988 (= Kritische Gesamtausgabe, 1. Abt., Bd. 3 [künftig zit. mit der Sigle *KGA*]), S. 65-72, hier S. 69.

<sup>5</sup> Friedrich Schlegel, „Vom Wesen der Kritik“ (*KFSA* 3, S. 51-60, hier S. 60).

Über diese Explikation des 'gründlichen Verstehens' als Nachkonstruieren wurde Schlegels Konzeption der Charakteristik als „höchste Aufgabe der Kritik“ und „innigste Vermählung der Historie und Philosophie“<sup>6</sup> schließlich zum Ausgangspunkt der von Schleiermacher begründeten und bis heute nicht abgerissenen Tradition der neuzeitlichen Hermeneutik.<sup>7</sup> (Doch dies wäre ein anderes Thema.)

Der im *Lyceum der schönen Künste* (1797) selbstbewußt annoncierten Charakterisierung von Goethes *Meister* waren in der selben Zeitschrift schon zwei 'Charakteristiken' Friedrich Schlegels vorausgegangen: *Georg Forster. Fragment einer Charakteristik der deutschen Klassiker*<sup>8</sup> und *Über Lessing*<sup>9</sup> als programmatischer „Versuch, Lessings Geist im ganzen zu charakterisieren“.<sup>10</sup> Mit seiner ein Jahr später im *Athenäum* (I 2) erschienenen 'Charakteristik' *Über Goethes Meister*<sup>11</sup> hat sich Schlegel dann aber keineswegs (wie in dem Fragment avisiert) 'was poetische Kritik betrifft, immer zur Ruhe gesetzt'. Denn gerade dieses „Kunstwerk der Kritik“<sup>12</sup> machte ihn so sehr zum maßgebenden Literaturkritiker seiner Zeit, daß Ernst Robert Curtius noch 150 Jahre später zum Stichwort „Literarische Kritik“ schreiben konnte: „Dafür haben wir in Deutschland Friedrich Schlegel – und Ansätze.“<sup>13</sup>

Was war eigentlich das Besondere dieser *Meister*-Kritik? Von den üblichen Rezensionen unterscheidet sie sich schon allein dadurch, daß sie weder irgendwelche Inhaltsangaben macht noch vermeintlich schöne oder mißlungene

---

<sup>6</sup> Ebd.

<sup>7</sup> Vgl. Hendrik Birus, „Hermeneutische Wende? Anmerkungen zur Schleiermacher-Interpretation“, in: *Euphorion* 74 (1980), S. 213-222, bes. S. 219-221.

<sup>8</sup> *Lyceum* I 1 (1797) (KFSa 2, S. 78-99).

<sup>9</sup> *Lyceum* I 2 (1797) (ebd. S. 100-125).

<sup>10</sup> Ebd. S. 100.

<sup>11</sup> KFSa 2, S. 126-146 – künftig zit. unter einfacher Seitenangabe.

<sup>12</sup> „Eine Charakteristik ist ein Kunstwerk der Kritik [...]“ (*Athenäums-Fragment* Nr. 439; ebd. S. 253); vgl. hierzu auch *Fragmente zur Litteratur und Poesie* V 629 u. 676 (KFSa 16, S. 138 u. 142).

<sup>13</sup> Ernst Robert Curtius, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, 4. Aufl., Bern/München 1963, S. 26.

Stellen zitiert. Ja, darüber hinaus verwahrt sie sich förmlich „gegen eine schulgerechte Kunstbeurteilung des göttlichen Gewächses“:

Wer möchte ein Gastmal des feinsten und ausgesuchtesten Witzes mit allen Förmlichkeiten und in aller üblichen Umständlichkeit rezensieren? Eine sogenannte Rezension des MEISTER würde uns immer erscheinen, wie der junge Mann, der mit dem Buche unter dem Arm in den Wald spazieren kommt, und den Philine mit dem Kuckuck vertreibt. (S. 133)

Und Schlegel zieht daraus die paradoxe Konsequenz:

Vielleicht sollte man es also zugleich beurteilen und nicht beurteilen; welches keine leichte Aufgabe zu sein scheint. Glücklicherweise ist es eben eins von den Büchern, welche sich selbst beurteilen, und den Kunstrichter sonach aller Mühe überheben. Ja es beurteilt sich nicht nur selbst, es stellt sich auch selbst dar. (S. 133f.)

Indem sich Schlegels 'Charakteristik' dieser Selbstexplikation des Romans anvertraut und ihn allenfalls implizit kritisiert, unterscheidet sie sich grundlegend von Schillers (erst drei Jahrzehnte später publizierter) brieflicher Kritik, die zwar mit dem Lob des 1. Buchs beginnt, er „finde auch nicht Etwas darin, was nicht in der schönsten Harmonie mit dem lieblichen Ganzen stünde“,<sup>14</sup> und auch im folgenden das „Gefühl geistiger und leiblicher Gesundheit“ und die „durchgängig darin herrschende ruhige Klarheit, Glätte und Durchsichtigkeit“<sup>15</sup> rühmt. Doch schon gegen das 5. Buch weiß Schiller einzuwenden, daß Goethe „demjenigen Teile, der das Schauspielwesen ausschließend angeht, mehr Raum gegeben hätte, als sich mit der freien und weiten Idee des Ganzen verträgt“.<sup>16</sup> Auch im 6. Buch seien „die leitenden Ideen des Ganzen trefflich, nur, fürchte ich, etwas zu leise angedeutet“, indem „über das *Eigentümliche* christlicher Religion und christlicher Rel<igions>Schwärmerei noch zu wenig gesagt sei“: daß es nämlich „in seiner reinen Form Darstellung *schöner* Sittlichkeit oder der Menschwerdung des heiligen, und in diesem Sinn die einzige

---

<sup>14</sup> Schiller an Goethe, 9. 12. 1794 (MA 8.1, S. 46). – Vgl. hierzu und zum folgenden Wilfried Barner, „Die Verschiedenheit unserer Naturen. Zu Goethes und Schillers Briefwechsel über *Wilhelm Meisters Lehrjahre*“, in: *Unser Commercium. Goethes und Schillers Literaturpolitik*, hrsg. v. Wilfried Barner, Eberhard Lämmert u. Norbert Oellers, Stuttgart 1984 (= Veröffentlichungen der Deutschen Schillergesellschaft, Bd. 42), S. 379-404.

<sup>15</sup> Schiller an Goethe, 7. 1. 1795 (MA 8.1, S. 55).

<sup>16</sup> Schiller an Goethe, 15. 6. 1795 (ebd. S. 86).

„ästhetische Religion“ ist.<sup>17</sup> Nach wiederholter Lektüre des Ganzen rühmt Schiller gegenüber Goethe nochmals die „bewundernswürdige Natur, Wahrheit und Leichtigkeit Ihrer Schilderungen“, muß aber gestehen, daß er „bis jetzt zwar die *Stetigkeit*, aber noch nicht die *Einheit* recht gefaßt habe“.<sup>18</sup> Was ihm dabei wünschenswert erscheint, zeigt etwa seine begriffliche Reformulierung der Konstellation von Natalie, Stiftsdame und Therese als die von 'Engel', 'Heiliger' und 'Irdischer' („Natalie und Therese sind beide Realistinnen; aber bei Theresen zeigt sich auch die Beschränkung des Realism, bei Natalien nur der Gehalt desselben“)<sup>19</sup> oder sein Argument: „*Lehrjahre* sind ein Verhältnisbegriff, sie fodern ihr Korrelatum, die *Meisterschaft*, und zwar muß die Idee von dieser letzten jene erst erklären und begründen“ – mit der Konsequenz: „Was ich also hier wünschte, wäre dieses, daß die Beziehung aller einzelnen Glieder des Romans auf jenen philosophischen Begriff noch etwas klärer gemacht würde.“<sup>20</sup>

Wenn ich überhaupt an dem Ganzen noch etwas auszustellen hätte, so wäre es dieses, „daß bei dem großen und tiefen Ernste, der in allem einzelnen herrscht, und durch den es so mächtig wirkt, die Einbildungskraft zu frei mit dem Ganzen zu spielen scheint“ – Mir deucht, daß Sie hier die freie Grazie der Bewegung etwas weiter getrieben haben als sich mit dem poetischen Ernste verträgt [...].

Da der *Ideen*Inhalt eines Dichterwerks, vollends bei einem Publikum wie das unsrige, so vorzüglich in Betrachtung kommt [...], so ist es von Bedeutung, daß Sie hier völlig begriffen werden. Die Winke sind sehr schön, nur nicht hinreichend scheinen sie mir.<sup>21</sup>

Doch im nächsten Brief läßt Schiller endlich die Katze aus dem Sack: seinen Kummer über Goethes Mißachtung der Philosophie. Wieder leitet er dies mit einem Lob ein:

Zu meiner nicht geringen Zufriedenheit habe ich in dem 8ten Buche auch ein paar Zeilen gefunden, die [...] auf das spekulative Bedürfnis im Menschen Beziehung haben. Nur etwas schmal und klein ist das Almosen ausgefallen, das Sie der armen Göttin reichen [...].

Dann aber bricht es aus ihm heraus:

---

<sup>17</sup> Schiller an Goethe, 17. 8. 1795 (ebd. S. 98f.).

<sup>18</sup> Schiller an Goethe, 2. 7. 1796 (ebd. S. 191 u. 186).

<sup>19</sup> Schiller an Goethe, 3. 7. 1796 (ebd. S. 192).

<sup>20</sup> Schiller an Goethe, 8. 7. 1796 (ebd. S. 203 u. 207).

<sup>21</sup> Ebd. S. 204f.

Ich gestehe es, es ist etwas stark, in unserm spekulativischen Zeitalter einen Roman von diesem Inhalt und von diesem weiten Umfang zu schreiben, worin „das einzige was Not ist“ so leise abgeführt wird – einen so sentimentalischen Charakter, wie Wilhelm doch immer bleibt, seine Lehrjahre ohne Hülfe jener würdigen Führerin vollenden zu lassen. [...]

Aber im Ernste – woher mag es kommen, daß Sie einen Menschen haben erziehen und fertig machen können, ohne auf Bedürfnisse zu stoßen, denen die Philosophie nur begegnen kann? Ich bin überzeugt, daß dieses bloß der *ästhetischen Richtung* zuzuschreiben ist, die Sie in dem ganzen Roman genommen.<sup>22</sup>

Ja, selbst in seinem letztem Brief zum *Wilhelm Meister* lobt Schiller zwar: „Es ist zum Erstaunen, wie sich der epische und philosophische Gehalt in demselben drängt“, vermag aber nicht seine Vorbehalte zu verbergen, wenn er zu dem Schluß kommt: „Meine Grille mit etwas deutlicherer Pronunciation der Haupt-Idee abgerechnet wüßte ich nun in der Tat nichts mehr, was vermißt werden könnte.“<sup>23</sup>

## II.

Angesichts seiner nicht geringeren Prägung durch die idealistische Philosophie Kants und vor allem Fichtes wären solche Einwände auch für Friedrich Schlegel durchaus naheliegend gewesen. Statt dessen ist seine *Meister*-Kritik aber ganz anders angelegt – und dies von den ersten Sätzen an:

Ohne Anmaßung und ohne Geräusch, wie die Bildung eines strebenden Geistes sich still entfaltet, und wie die werdende Welt aus seinem Innern leise emporsteigt, beginnt die klare Geschichte. Was hier vorgeht und was hier gesprochen wird, ist nicht außerordentlich, und die Gestalten, welche zuerst hervortreten, sind weder groß noch wunderbar [...]. Indessen steht alles gegenwärtig vor unsern Augen da, lockt und spricht uns an. (S. 126)

Was hier zunächst auffällt und sich auch im folgenden fortsetzt, ist die Kette von Negationen – nämlich all dessen, was man von einem solchen Roman üblicherweise erwarten könnte. Ferner die Verdeutlichung seiner Struktur durch prononcierte Vergleiche mit nicht-literarischen Sachverhalten: hier mit der sich

---

<sup>22</sup> Schiller an Goethe, 9.<-11.> 7. 1796 (ebd. S. 213).

<sup>23</sup> Schiller an Goethe, 19. 10. 1796 (ebd. S. 257).

still entfaltenden „Bildung eines strebenden Geistes“, dann mit einer „Landschaft von einfachem und unscheinbarem Reiz, der eine seltsam schöne Beleuchtung oder eine wunderbare Stimmung unsers Gefühls einen augenblicklichen Schein von Neuheit und von Einzigkeit leiht“ (ebd.), oder bald darauf mit einer „geistigen Musik [...], wo die verschiedensten Stimmen [...] rasch und heftig wechseln“ (S. 128). Schließlich die so unauffällige wie strukturierende Verwendung rhetorischer Schlüsselbegriffe, wie denen der *Klarheit*<sup>24</sup> („die klare Geschichte“) oder des *Vor-Augen-Stellens*<sup>25</sup> („steht alles gegenwärtig vor unsern Augen“).

Denn statt auf den philosophischen Gehalt, die Handlung oder die Natur und Bildung der Protagonisten legt Schlegel den Akzent seiner Charakteristik vor allem auf die „Art der Darstellung“ (S. 127), und zwar besonders auf die „Ironie, die über dem ganzen Werke schwebt“ (S. 137).<sup>26</sup> Wenn er dabei den „ruhigsten Genuß des Gegenwärtigen“ und zugleich den „durch das Werk sichtbaren Dichtergeist“ (S. 128) hervorhebt, so entspricht dies seiner berühmten Charakterisierung der romantischen Poesie als „progressive Universalpoesie“:

Sie kann sich so in das Dargestellte verlieren, daß man glauben möchte, poetische Individuen jeder Art zu charakterisieren, sei ihr Eins und Alles; und doch gibt es noch keine Form, die so dazu gemacht wäre, den Geist des Autors vollständig auszudrücken [...].<sup>27</sup>

Schlegel bleibt aber nicht bei diesem Gesamteindruck des „einen und unteilbaren Romans“ stehen, sondern unternimmt es zugleich, die „Organisation des Werks“ durch die Zergliederung in seine verschiedenen selbständigen Teile herauszuarbeiten, deren jeder wiederum ein „System für sich“ ausmache (S. 135). Die Profilierung des „verschiedne[n] Charakter[s] der einzelnen Massen“ (ebd.) beginnt dann nicht von ungefähr mittels der metaphorischen In-eins-

---

<sup>24</sup> Vgl. Aristoteles, *Ars rhetorica*, hrsg. v. W. D. Ross, Oxford 1959, S. 144 (III 2, 1404b2), u. M. Fabius Quintilianus, *Institutionis oratoriae libri XII*, hrsg. v. Ludwig Radermacher u. Vinzenz Buchheit, Leipzig 1971, Bd. 2, S. 72 (VIII 2,1).

<sup>25</sup> Vgl. Aristoteles, *Ars rhetorica*, S. 166 (III 11, 1411b23), u. Quintilian, *Institutio oratoria*, Bd. 2, S. 117 (VIII 6,19).

<sup>26</sup> Vgl. Ernst Behler, „Goethes *Wilhelm Meister* und die Romantheorie der Frühromantik“, in: Behler, *Studien zur Romantik und zur idealistischen Philosophie 2*, Paderborn / München / Wien / Zürich 1993, S. 157-172; u. Behler, *Ironie und literarische Moderne*, Paderborn / München / Wien/Zürich 1997, bes. S. 101-104.



Setzung mit anderen Künsten und Gattungen. So heißt es etwa im Hinblick auf das erste Buch: seine „deutlich geschiedenen Massen und Kapitel bilden mehr oder weniger jede für sich ein malerisches Ganzes“ (S. 129). Oder: „Das zweite Buch beginnt damit, die Resultate des ersten musikalisch zu wiederholen“ (ebd.), und:

Das Lustige und das Ergreifende, das Geheime und das Lockende sind im Finale wunderbar verwebt, und die streitenden Stimmen tönen grell nebeneinander. Diese Harmonie von Dissonanzen ist noch schöner als die Musik, mit der das erste Buch endigte; sie ist entzückender und doch zerreißen, sie überwältigt mehr und sie läßt doch besonnener. (S. 130)

Dem dritten Buch hingegen wird eine „starke Annäherung zur Komödie“ (S. 136) zugeschrieben.

Doch wiederum bleibt Schlegel am Ende nicht bei solchen mehr oder willkürlichen Vergleichen stehen, sondern faßt die wesentlichen Differenzen der (jeweils zwei Bücher umfassenden) vier Bände der *Lehrjahre* mittels aus der Rhetorik stammender Stil Kategorien:

Wenn bescheidner Reiz den ersten Band dieses Romans, glänzende Schönheit den zweiten und tiefe Künstlichkeit und Absichtlichkeit den dritten unterscheidet, so ist Größe der eigentliche Charakter des letzten, und mit ihm des ganzen Werks. [...] Es ist als sei alles Vorhergehende nur ein geistreiches interessantes Spiel gewesen, und als würde es nun Ernst. (S. 146)

Dem „Menschen, der ganz Mensch ist“, sei nämlich „nicht bloß die glänzende äußere Hülle“ interessant und auch nicht nur, „wie die Schichten im Innern aufeinander liegen, und aus welchen Erdarten sie zusammengesetzt sind“; sondern „er möchte immer tiefer dringen, bis in den Mittelpunkt wo möglich, und möchte wissen, wie das Ganze konstruiert ist“ (S. 131). Tatsächlich handelt es sich aber nicht um einen einzigen Mittelpunkt, sondern um zwei Brennpunkte einer Ellipse: einerseits die „Absicht des Dichters, eine nicht unvollständige Kunstlehre aufzustellen, oder vielmehr in lebendigen Beispielen und Ansichten darzustellen“, und dies als „reine, hohe Poesie“ (S. 131f.); andererseits die „gediegenen Resultate einer Philosophie, die sich auf den höhern Sinn und Geist

---

<sup>27</sup> Athenäums-Fragment 116 (KFSA 2, S. 182).

gründet“, in deren Perspektive „die Natur, die Bildung selbst [...] in mannichfachen Beispielen dargestellt, und in einfache Grundsätze zusammengedrängt“ werde (S. 143f.).

Dabei unterstellt es Schlegel als „Absicht des Dichters“, „eine nicht unvollständige Kunstlehre aufzustellen, oder vielmehr in lebendigen Beispielen und Ansichten darzustellen“:

Ja man dürfte eine systematische Ordnung in dem Vortrage dieser poetischen Physik der Poesie finden; nicht eben das tote Fachwerk eines Lehrgebäudes, aber die lebendige Stufenleiter jeder Naturgeschichte und Bildungslehre. (S. 131f.)

Wenn er gleichwohl die „gebildete Willkür“ des Dichters rühmt, der die „gewöhnlichen Erwartungen von Einheit und Zusammenhang“ ebenso oft täuscht wie erfüllt (S. 134), so hat dies wiederum ein Pendant im 116. Athenäums-Fragment, in dem es als „erstes Gesetz“ der romantischen Poesie bezeichnet wird, „daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide“.<sup>28</sup>

Schlegels *Meister*-Charakteristik war im *Athenäum* eine Sammlung von 451 „Fragmenten“ vorausgegangen, und in einem ihrer provokantesten hieß es: „Die Französische Revolution, Fichtes Wissenschaftslehre und Goethes *Meister* sind die größten Tendenzen des Zeitalters. [...]“<sup>29</sup> Es war der coup dieses Aphorismus und der folgenden Charakteristik, dem der *Wilhelm Meister* seine Kanonisierung als klassischer Roman der deutschen Literatur verdankte.<sup>30</sup> Dagegen verschlug es nichts, daß etwa Friedrich Nicolai ohnmächtig protestierte:

*Tendenzen!* Das ist auch so ein neugebrauchtes Wort, wobei der Doktor immer mit der Zunge schnalzte, wenn er's vorbrachte, damit es wichtig klänge. [...] Sonst dächte ich: Friedrich der Große und die Amerikanische Republik und – die Kartoffeln – wären ganz andere *Tendenzen des Zeitalters*, als der arme *Meister*, der in seinen Lehrjahren nichts gelernt

---

<sup>28</sup> KFSa 2, S. 183.

<sup>29</sup> KFSa 2, S. 198 (Nr. 216).

<sup>30</sup> Daß dies F. Schlegels eigenem Verständnis solcher Kanonisierungsprozesse entsprach, zeigt seine Notiz: „Der delect.[us] Class.[icorum] enthält und gründet sich auf ein System von Charakteristiken.“ (*Fragmente zur Litteratur und Poesie* V 667, KFSa 16, S. 141; zur „Auswahl der Klassiker“ vgl. auch die in Anm. 12 zitierten Fragmente.)

hat, als sich von jedem Geschöpfe regieren zu lassen, das er antraf [...].<sup>31</sup>

Daß freilich das Wort *Tendenzen* von Schlegel durchaus doppelbödig gemeint war, zeigt die erste Formulierung in seinen *Philosophischen Fragmenten*:

Die drei größten Tendenzen unsres Zeitalters sind die Wl.[Wissenschaftslehre] W[ilhelm] M.[eister] und die franz.[ösische] Revoluz[ion]. Aber alle drei sind doch nur Tendenzen ohne gründliche Ausführung.<sup>32</sup>

Deshalb deklarierte Schlegel dann in dem Aufsatz *Über die Unverständlichkeit* (1800) die allgemeine Aufregung über jenes Athenäums-Fragment<sup>33</sup> als bloßes Mißverständnis: „Es liegt in dem Wort *Tendenzen*, und da fängt schon die Ironie an.“<sup>34</sup> Dieses Moment der Ironie war Schlegel auch in seiner *Meister*-Charakteristik so wichtig, daß er seinem Freund Schleiermacher im Juli 1798 schrieb: „Gott sey Dank, Du findest Ironie im Uebermeister. Das andre giebt sich“;<sup>35</sup> während er im Hinblick auf Goethe zugleich hoffte und fürchtete, „er würde die Ironie in meinem Aufsätze nicht merken“<sup>36</sup> – worüber ihn Caroline Schlegel beruhigen konnte: „denn er hat nicht blos den Ernst, er hat auch die belobte Ironie darin gefaßt und ist doch sehr damit zufrieden und sieht der Fortsetzung freundlichst entgegen.“<sup>37</sup> Zu dieser ist es nie gekommen, da es Schlegel für besser hielt, „das Ueber M.[eister] auf eine indirecte Art fortzusetzen [...] als auf directe“<sup>38</sup> – so etwa in seinem *Versuch über den verschiedenen Styl in Goethes früheren und späteren Werken* (1800).<sup>39</sup>

---

<sup>31</sup> Friedrich Nicolai, *Vertraute Briefe von Adelheid B\*\* an ihre Freundin Julie S\*\**, in: Nicolai, *Kritik ist überall, zumal in Deutschland, nötig'. Satiren und Schriften zur Literatur*, hrsg. v. Wolfgang Albrecht, Leipzig/Weimar 1987, S. 44-180, hier S. 89.

<sup>32</sup> *Philosophische Fragmente. Erste Epoche. II*, Nr. 662 (KFSa 18, S. 85).

<sup>33</sup> Daß Schlegel sie vorausgesehen und gefürchtet hat, zeigt die briefliche Äußerung gegenüber seinem Bruder August Wilhelm vom 25. 3. 1798: „Daß das Fr.[agment] von Goethe mit Fichte und Revol.[ution] nun gedruckt ist, und daß Du ihm nicht das Veto gegeben, thut mir sehr leid. Doch stehts noch zu ändern [...]. Das Blatt kann umgedruckt werden.“ (KFSa 24, S. 108.)

<sup>34</sup> KFSa 2, S. 363-372, hier S. 366 (*Athenäum* III 2). – Vgl. hierzu Ingrid Strohschneider-Kohrs, *Die romantische Ironie in Theorie und Gestaltung*, 2. Aufl., Tübingen 1977, bes. S. 278-280.

<sup>35</sup> KFSa 24, S. 148; korrigiert nach: Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, *Briefwechsel 1796–1798*, hrsg. v. Andreas Arndt u. Wolfgang Virmond, Berlin/New York 1988 (= KGA, 5. Abt., Bd. 2), S. 350.

<sup>36</sup> F. Schlegel an Schleiermacher, 3. 7. 1798 (KFSa 24, S. 140).

<sup>37</sup> Caroline an F. Schlegel, 14.-15. 10. 1798 (ebd. S. 176).

<sup>38</sup> F. Schlegel an Caroline, Mai 1799 (ebd. S. 287).

<sup>39</sup> KFSa 2, S. 339-347 (*Athenäum* III 2).

Folgt man Schlegels Ironie-Hinweis, so wird man freilich nicht nur der Doppelbödigkeit seiner Rühmung des *Wilhelm Meister* als eine der drei „größten Tendenzen des Zeitalters“ gewahr, sondern auch mancherlei kritischer Vorbehalte seiner 'Charakteristik': etwa in der Bemerkung, daß „der Anfang und der Schluß des Werkes fast allgemein seltsam und unbefriedigend, und eins und das andre in der Mitte überflüssig und unzusammenhängend gefunden wird“ (S. 134), oder in der Apostrophierung der „bis zum Durchsichtigen gebildete[n] Albernheit“ des dritten Buchs (S. 137) wie auch der „in den früheren Teilen des Romans beispiellose[n] Willkürlichkeit der Verflechtung mit dem Ganzen, oder vielmehr der Aufnahme in dasselbe“ bei den *Bekanntnissen einer schönen Seele* – von der es heißt: „Sie steht beständig vor dem Spiegel des Gewissens, und ist beschäftigt, ihr Gemüt zu putzen und zu schmücken“ (S. 141f.). Wenn diesen *Bekanntnissen* noch dazu nachgesagt wird, sie seien „doch auch Lehrjahre, in denen nichts gelernt wird, als zu existieren“ (S. 141), so kann kaum mehr verwundern, daß es über den Helden und zugleich über die Gesamtkonzeption des Romans abschließend spöttisch heißt:

Er resigniert förmlich darauf, einen eignen Willen zu haben; und nun sind seine Lehrjahre wirklich vollendet, und Natalie wird Supplement des Romans. [...]

Wie mögen sich die Leser dieses Romans beim Schluß desselben getäuscht fühlen, da aus allen diesen Erziehungsanstalten nichts herauskommt, als bescheidne Liebenswürdigeit [...]. (S. 144)

Angesichts der Massivität solcher Vorbehalte kann es nicht verwundern, daß sich in Schlegels Notizheften noch erheblich kritischere Bemerkungen zu Goethes Roman finden. Wird etwa im Athenäums-Aufsatz scheinbar rein deskriptiv zum Charakter des Haupthelden festgestellt:

Sein ganzes Tun und Wesen besteht fast im Streben, Wollen und Empfinden, und obgleich wir voraussehn, daß er erst spät oder nie als Mann handeln wird, so verspricht doch seine grenzenlose Bildsamkeit, daß Männer und Frauen sich seine Erziehung zum Geschäft oder zum Vergnügen machen (S. 129),

so kritisiert eine entsprechende Notiz viel aggressiver und globaler:

Goethe's schlechte Idee vom Roman, daß analyt.[ische] Intrigue wesentl[ich] dazu gehört, daß der Held ein Schwachmatikus sein muß, daß der Tom Jones ein guter Roman sein soll. [...] <sup>40</sup>

Oder während er den *Wilhelm Meister* in seinem Essay durchaus im Sinne der im 116. Athenäums-Fragment gegebenen Bestimmungen der romantischen Poesie charakterisiert, <sup>41</sup> heißt es in den gleichzeitigen Notizheften unverblümt:

Ein vollk.[ommener] Roman müßte auch weit mehr romant.[isches] Kunstwerk sein als W.[ilhelm] M.[eister]; moderner und antiker, fs[philosophisch]er und ??[ethisch]er und p[poetisch]er pol[itischer], liberaler univers.[eller] gesellschaftlicher. <sup>42</sup>

<Von der romantisch[en] Ganzheit hatte Goethe keine Idee.> <sup>43</sup>

Goethe ist nicht romantisch. – Er ist Univpp[Universalpoetische Poesie] nicht Univp[Universalpoesie]. <sup>44</sup>

In G[oethe]'s Meister ist nur d[ie] Form d[er] Bedeutsamkeit, aber keine wirkliche p[poetisch]e Bedeutung. <sup>45</sup>

Und er relativiert das öffentliche Lob des *Wilhelm Meister* als eine der „größten Tendenzen des Zeitalters“:

Alle Liebesbücher haben etwas von falscher Tendenz [...] – Die *Bildungsbücher* nicht minder; Meister. <sup>46</sup>

Das beste im W.[ilhelm] M.[eister] ist d[ie] *Methode*, wie in d[er] W[issenschafts]l[ehre] und im Grund auch in der Revoluz[ion]. – Sie ist *leicht* und *bequem* (doch kann sie aber <sehr> leicht zu bequem und dadurch seicht und oberflächlich werden.) / Worin besteht sie eigentlich? [...] <sup>47</sup>

---

<sup>40</sup> *Fragmente zur Litteratur und Poesie*, Nr. 115 (KFSa 16, S. 94).

<sup>41</sup> S.o. Anm. 26 u. 27.

<sup>42</sup> Ebd. Nr. 289 (ebd. S. 108).

<sup>43</sup> Ebd. Nr. 342 (ebd. S. 113).

<sup>44</sup> Ebd. Nr. 1102 (ebd. S. 176).

<sup>45</sup> *Zur Poesie und Litteratur. II*, Nr. 159 (ebd. S. 267).

<sup>46</sup> Ebd. Nr. 413 (ebd. S. 287).

<sup>47</sup> Ebd. Nr. 195 (ebd. S. 475).

Solche prinzipiellen Vorbehalte gegen den *Wilhelm Meister* hat Schlegel erst in seiner 1808 in den *Heidelbergischen Jahrbüchern* erschienenen Generalrezension von *Goethes Werken. Erster bis Vierter Band (1806)* publik gemacht, „da dieses Buch jetzt nicht bloß als ein vortrefflicher Roman, sondern überhaupt als eines der reichhaltigsten und geistvollsten Werke, welche die deutsche Literatur besitzt, allgemein anerkannt und verehrt wird“ – und dies nicht zuletzt dank seiner eigenen früheren ‘Charakteristik’.<sup>48</sup> Vor allem kritisiert er, daß der „Hauptbegriff“ der *Bildung*, „wohin alles in dem Werke zielt und wie in einen Mittelpunkt zusammengeht [...], ein sehr vielsinniger, vieldeutiger und mißverständlicher“ ist, ja daß er „oft sogar in etwas ganz Leeres sich auflöst“.<sup>49</sup> Und während er Cervantes’ *Don Quijote* weiterhin als „durchaus romantisch“ begreift, verweigert er dem *Wilhelm Meister* nun diesen Ehrentitel<sup>50</sup> und rechnet ihn „durchaus der modernen Poesie [zu], die von der romantischen wesentlich geschieden, und wie durch eine große Kluft getrennt ist“.<sup>51</sup>

In seinen Wiener Vorlesungen zur *Geschichte der alten und neuen Literatur* (1812) schließlich kritisiert Schlegel an Goethe, daß er – wie der moderne Roman überhaupt<sup>52</sup> – „so häufig seine Poesie unmittelbar an die Gegenwart zu knüpfen versucht, und nicht leicht ein anderer Dichter an solche ganz moderne Gegenstände so viel Kunst verschwendet hat“, so daß wir „in seinen Prosa-Gedanken nur den unbefriedigten Kampf einer nicht zum Ziel gelangten großen Natur erblicken“.<sup>53</sup> „So erscheint schließlich das Werk, das er einst als eine der größten Tendenzen des Zeitalters gefeiert hatte, bei der letzten Erwähnung in Schlegels Schriften zur Literatur als Beispiel für eine falsche Tendenz.“<sup>54</sup>

---

<sup>48</sup> KFSa 3, S. 109-144, hier S. 127.

<sup>49</sup> Ebd. S. 131.

<sup>50</sup> So hatte Schlegel schon in der zweiten Oktoberhälfte 1798 notiert: „Was Urbanität betrifft, so ist das feinste im M.[eister] noch lange nicht so fein als Cerv[antes].“ (*Ideen zu Gedichten*, Nr. 157; KFSa 16, S. 216.)

<sup>51</sup> KFSa 3, S. 138.

<sup>52</sup> KFSa 6, S. 331.

<sup>53</sup> Ebd. S. 402.

<sup>54</sup> So Hans Eichner in seiner ‘Einleitung’ zu KFSa 3, S. XL.

### III.

Wenn Friedrich Schlegel 1806 in seiner Generalrezension von *Goethes Werken* hinsichtlich des *Wilhelm Meister* nach dem „Grund des Zwiespaltes“ fragt, „der so vielen, die sich stark von dem Werk angezogen fühlten und sich ganz mit demselben durchdrungen hatten, doch zuletzt übrig blieb, und sie wieder davon zurückstieß“, so zitiert er als eine verfehlte Antwort:

Einige haben geglaubt, ihn in der Ungunst zu finden, mit der Gefühl und Liebe hier behandelt worden, in der anscheinenden Parteilichkeit des Dichters für den kalten Verstand, und haben das Ganze deshalb einer durchaus antipoetischen Richtung beschuldigt.<sup>55</sup>

Und er betont, bei aller inzwischen eingetretenen Distanz zu Goethe:

So kann man dann gewiß nicht behaupten, die Absicht des Verfassers sei gegen die Poesie gerichtet, ob man gleich allenfalls sagen könnte: es sei ein Roman gegen das Romantische, der uns auf dem Umweg des Modernen (wie durch die Sünde zur Heiligkeit) zum Antiken zurückführe.<sup>56</sup>

Der hier anonym Kritisierte ist kein anderer als Novalis, der am 13. 2. 1800 dem gemeinsamen Freund Ludwig Tieck geschrieben hatte:

Wenn die Litt[eratur] Zeit[ung] nicht so jämmerlich wäre, so hätt ich Lust gehabt eine Recension von Wilh[elm] Meist[ers] L[ehr]jahren einzuschicken – die freylich das völlige Gegenstück zu Fridrichs Aufsätze seyn würde. Soviel ich auch aus Meister gelernt habe und noch lerne, so odiös ist doch im Grunde das ganze Buch. Ich habe die ganze Recension im Kopfe – Es ist ein Candide gegen die Poësie – ein nobilitirter Roman. Man weiß nicht wer schlechter wegekömmt – die Poësie oder der Adel, jene weil er sie zum Adel, dieser, weil er ihn zur Poësie rechnet. Mit Stroh und Läppchen ist der Garten der Poësie nachgemacht. Anstatt die Comoediantinnen zu Musen zu machen, werden die Musen zu Comoediantinnen gemacht. Es ist mir unbegreiflich, wie ich so lange habe blind seyn können. Der Verstand ist darinn, wie ein naïver Teufel. Das Buch ist unendlich merckwürdig – aber man freut sich doch herzlich, wenn man von der ängstlichen Peinlichkeit des 4ten Theils erlöst und zum Schluß gekommen ist. Welche heitre Fröhlichkeit herrscht nicht dagegen in Böhm, und diese ists doch allein, in der wir leben, wie der Fisch im Wasser – Ich wollte noch viel darüber sagen, denn es ist

---

<sup>55</sup> KFSa 3, S. 130.

<sup>56</sup> Ebd. S. 131. – Daß jener Vorwurf Schlegel nicht ganz fremd gewesen ist, zeigt seine Notiz: „[Tiecks] *Lovell* im Grunde nur der Form nach vom Meister verschieden – beide beschreiben d[en] Untergang der Poesie.“ (*Zur Poesie und Litteratur. II*, Nr. 159; KFSa 16, S. 267.)

<sup>56</sup> Ebd. Nr. 157 (ebd. S. 216).

mir alles so klar und ich sehe so deutlich die große Kunst, mit der die Poësie durch sich selbst im Meister vernichtet wird – und während sie im Hintergrunde scheitert, die Oeconomie sicher auf festen Grund und Boden mit ihren Freunden sich gütlich thut, und Achselzuckend nach dem Meere sieht.<sup>57</sup>

Hatte Schlegel in seinem Athenäums-Aufsatz eine frühromantische Lesart des *Wilhelm Meister* vorgeschlagen, so ist Novalis' briefliche Äußerung eine Kodifizierung nahezu aller romantischen Einwände gegen diesen alsbald kanonisierten Bildungsroman. Denn wie Voltaires *Candide ou l'optimisme* (1759) die Leibniz-Wolffsche Theodizee in Romanform satirisch ad absurdum führen sollte, so sind *Wilhelm Meisters Lehrjahre* in Novalis' Augen nichts als „ein *Candide* gegen die Poësie“, wobei ihn vor allem „die große Kunst, mit der die Poësie durch sich selbst im Meister vernichtet wird“ erbittert.

Allerdings nicht von Anfang an, wie schon allein die Rühmung Goethes als „der wahre Statthalter des poetischen Geistes auf Erden“ in Novalis' *Blüthenstaub*<sup>58</sup>. Muß er doch selbst in seiner Polemik einräumen, es sei ihm „unbegreiflich“, wie er „so lange habe blind seyn können“, ja daß er viel „aus *Meister* gelernt habe und noch lerne“. Dies wird auch durch Tiecks Vorrede zur 3. Auflage von Novalis' *Schriften* (1815) bestätigt, in der es heißt:

Göthe war lange sein Studium gewesen, vor allen andern Werken hatte er den *Wilhelm Meister* geliebt, so wenig man dies auch aus seinem strengen Urtheil über dieses Werk in seinen Fragmenten schließen sollte.<sup>59</sup>

---

<sup>57</sup> Novalis, *Schriften*, Bd. 4: *Tagebücher, Briefwechsel, Zeitgenössische Zeugnisse*, hrsg. v. Richard Samuel, in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl u. Gerhard Schulz, Anhang bearb. v. Dirk Schröder, Darmstadt 1975, S. 323.

<sup>58</sup> Novalis, *Schriften*, Bd. 2: *Das philosophische Werk I*, hrsg. v. Richard Samuel, in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl u. Gerhard Schulz, 3. Aufl., Darmstadt 1981, S. 413-463, hier S. 459 (Nr. 106).

<sup>59</sup> Novalis, *Schriften*, Bd. 4, S. 551-560, hier S. 559. – Wie aus Hans-Joachim Mähls großer Studie „Goethes Urteil über Novalis. Ein Beitrag zur Geschichte der Kritik an der deutschen Romantik“ (*Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts* 1967, S. 130-270, bes. S. 176 u. 258ff.) hervorgeht, entbehrt diese Bemerkung nicht einer gewissen Scheinheiligkeit, weil der Eindruck von Novalis' völlig negativem Goethe-Bild überhaupt erst durch die willkürliche Auswahl und tendenziöse Bearbeitung einzelner Fragmente in der postumen Edition seiner *Schriften* durch F. Schlegel und Tieck (5 Auflagen: 1802-1837) zustande gekommen war.



Tatsächlich zeigen die inzwischen vollständig edierten Fragmente bis Ende 1799 ein fast uneingeschränkt positives Bild des *Wilhelm Meister*.<sup>60</sup> Wenn Novalis beispielsweise 1798 die These aufstellt: „Je größer der Dichter, desto weniger Freyheit erlaubt er sich, desto philosophischer ist er. Er begnügt sich mit der willkürlichen Wahl des ersten Moments und entwickelt nachher nur die Anlagen dieses Keims – bis zu seiner Auflösung“,<sup>61</sup> so exemplifiziert er dies an der Handlung von Goethes Roman. Ja, er gibt ihm eine ganz exzeptionelle Stellung: „Meister ist reiner Roman – nicht, wie die Andern Rom[ane] mit einem Beyworte. historische Ansicht Meisters.“<sup>62</sup> Diese Überlegungen kulminieren in einem mehrseitigen Fragment über Goethe, das mit den zweideutig lobenden Sätzen beginnt:

Göthe ist ganz practischer Dichter. Er ist in seinen Wercken – was der Engländer in seinen Waaren ist – höchst einfach, nett, bequem und dauerhaft. Er hat in der deutschen Litteratur das gethan, was Wedgwood in der englischen Kunstwelt gethan hat – Er hat, wie die Engländer, einen natürlich oeconomischen und einen durch Verstand erworbenen edeln Geschmack.<sup>63</sup>

Er wendet dies aber alsbald in das Lob, „daß Göthe der erste Physiker seiner Zeit sey“ und daß „wie der Physiker Göthe sich zu den übrigen Physikern verhält, so der Dichter zu den übrigen Dichtern“ (S. 640). Denn: „Bey ihm ist alles That – wie bey andern alles Tendenz nur ist.“ (S. 641) Indem er diesem „activen Empirismus“ im Hinblick auf „Göthens Künstlertalent“ nachgeht, konstatiert er hinsichtlich des *Wilhelm Meister*:

Der Sitz der eigentlichen Kunst ist lediglich im Verstande. Dieser konstruirt nach einem eigenthümlichen Begriff. Fantasie, Witz und Urtheilskraft werden nur von ihm requirirt. So ist Wilhelm Meister ganz ein Kunstproduct – ein Werck des Verstandes. [...] (Ebd.)

Und dieses Fragment mündet in die allgemeine Reflexion:

Der classischen Litteratur geht es, wie der Antike; sie ist uns eigentlich nicht gegeben – sie ist nicht vorhanden – sondern sie soll von uns erst hervorgebracht werden. Durch fleißiges und geistvolles Studium der Alten entsteht erst eine klassische Litteratur für uns – die die Alten selbst nicht hatten. [...] An Strenge steht Göthe wohl den Alten nach –

---

<sup>60</sup> Vgl. hierzu Mähls zitierte Studie, sowie schon Mähl, „Novalis' Wilhelm-Meister-Studien des Jahres 1767“, in: *Neophilologus* 47 (1963), S. 286-305.

<sup>61</sup> Novalis, *Schriften*, Bd. 2, S. 581 (*Vermischte Fragmente III*, Nr. 242).

<sup>62</sup> Ebd. S. 596 (*Teplitzer Fragmente*, Nr. 322).

<sup>63</sup> Ebd. S. 640-642 (Frg. 445), hier S. 640 – im folgenden zit. unter einfacher Seitenangabe.

aber er übertrifft sie an Gehalt – welches Verdienst jedoch nicht das Seinige ist. Sein Meister kommt ihnen nah genug – denn wie sehr ist er Roman schlechtweg, ohne Beywort – und wie viel ist das in dieser Zeit!

Göthe wird und muß übertroffen werden – aber nur wie die Alten übertroffen werden können, an Gehalt und Kraft, an Mannichfaltigkeit und Tiefsinn – als Künstler eigentlich nicht – oder doch nur um sehr wenig, denn seine Richtigkeit und Strenge ist vielleicht schon musterhafter, als es scheint. (S. 642)

Wie genau Novalis den *Wilhelm Meister* studiert hat, zeigt zwei etwa gleichzeitige Fragmente, dessen erstes seine Personenkonstellationen bis ins letzte Detail durchspielt: „Lothario ist nichts, als die männliche Therese mit einem Übergang zu *Meister*. Natalie – die Verknüpfung und Veredlung von der Tante und Therese. Jarno macht den Übergang von Theresen zum Abbé.“ (Usw. usw.)<sup>64</sup> Das andere aber fragt vor allem nach seinen Erzählformen und ihrer stilistischen Instrumentierung, wobei Novalis mit Schlegels *Meister*-Essay nicht nur in der Charakteristik des ersten Buchs<sup>65</sup> weitgehend übereinstimmt, sondern auch in seiner Gesamteinschätzung des *Wilhelm Meister*: „Die Philosophie und Moral des Romans sind *romantisch*. Das Gemeinste wird wie das Wichtigste, mit romantischer Ironie angesehen und dargestellt.“<sup>66</sup>

Noch im Sommer 1799 hat Novalis an diesem positiven Urteil festgehalten, wenn er notiert:

So sonderbar, als es manchen scheinen möchte, so ist doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, das Äußere – die Melodie des Styls ist, welche zur Lektüre uns hinzieht und uns an dieses oder jenes Buch fesselt. Wilhelm Meisters Lehrjahre sind ein mächtiger Beweis dieser Magie des Vortrags, dieser eindringenden Schmeicheley einer glatten, gefälligen einfachen und mannichfaltigen Sprache. Wer diese Anmuth des Sprechens besitzt kann uns das Unbedeutendste erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden – diese geistige Einheit ist die wahre Seele eines Buchs – wodurch uns dasselbe persönlich und

---

<sup>64</sup> Novalis, *Schriften*, Bd. 3: *Das philosophische Werk II*, hrsg. v. Richard Samuel, in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl u. Gerhard Schulz, 3. Aufl., Darmstadt 1983, S. 312 (*Das Allgemeine Brouillon*, Nr. 390).

<sup>65</sup> „Das erste Buch im *Meister* zeigt, wie angenehm sich auch gemeine, alltägliche Begebenheiten hören lassen, wenn sie gefällig modulirt vorgetragen werden, wenn sie in eine gebildete, geläufige Sprache, einfach gekleidet mäßigen Schritts vorübergehn.“ (Frg. 445, ebd. S. 326.)

<sup>66</sup> Ebd.

wirksam vorkommt. Es giebt einseitige und vielseitige – eigenthümliche und gemeinsame Seelen – Zu den letztern scheint die Seele in Wilhelm Meisters Lehrjahren zu gehören, die man vorzüglich die Seele der guten Gesellschaft nennen möchte.<sup>67</sup>

Doch dieses Lob ist schon so ausschließlich auf die Rhetorik des Romans gerichtet, daß es leicht in die Polemik gegen „die große Kunst, mit der die Poësie durch sich selbst im Meister vernichtet wird“,<sup>68</sup> umschlagen konnte, wie sie sich aus lebenspraktischen Motiven schon gleichzeitig mit jenem Lob anbahnt: „Polemik gegen Göthe./ Durch die Welt, wie sie ist, sind die Menschen Menschen – daher ihr Drang nach Einverständniß – denn dadurch sind sie Menschen.“<sup>69</sup>

Um die Jahreswende 1799/1800 verfaßte Novalis schließlich drei kritische Fragmente über den *Wilhelm Meister*, deren zweites immerhin einräumt: „Meistern geht es, wie den Goldmachern – Sie suchen viel – und finden zufällig indirect *mehr*. [...]“<sup>70</sup> Doch die beiden anderen sind ausschließlich polemisch:

Wilhelm Meisters Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus *prosaisch* – und modern. Das Romantische geht darinn zu Grunde – auch die Naturpoësie, das Wunderbare – Er handelt blos von gewöhnlichen *menschlichen* Dingen – die Natur und der Mystizismus sind ganz vergessen. Es ist eine poëtisirte bürgerliche und häusliche Geschichte. Das Wunderbare darinn wird ausdrücklich, als Poesie und Schwärmerey, behandelt. Künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buchs. Sehr viel Oeconomie – mit prosaischen, wohlfeilen Stoff ein poëtischer Effect erreicht.<sup>71</sup>

*Gegen Wilhelm Meisters Lehrjahre*. Es ist im Grunde ein fatales und albernes Buch – so pretentiös und pretiös – undichterisch im höchsten Grade, was den Geist betrifft – so poëtisch auch die Darstellung ist. Es ist eine Satyre auf die Poësie, Religion etc. Aus Stroh und Hobelspänen ein wolschmeckendes Gericht, ein Götterbild zusammengesetzt. Hinten wird alles Farce. Die Oeconomische Natur ist die Wahre – *Übrig blei-*

---

<sup>67</sup> *Fragmente und Studien 1799-1800*, Nr. 93 (ebd. S. 568f.).

<sup>68</sup> S.o. Anm. 56.

<sup>69</sup> Novalis, *Schriften*, Bd. 3, S. 573 (Frg. Nr. 131).

<sup>70</sup> Ebd. S. 639 (Frg. Nr. 506).

<sup>71</sup> Ebd. S. 638f. (Frg. Nr. 505). – Zum Stichwort des ‘Mystizismus’ hatte Schlegel schon 1797 notiert: „[...] Jeder synthetische Roman muß mystisch schließen. [...] – *Meister* schon desfalls unvollkommen weil er nicht ganz mystisch ist.“ (*Fragmente zur Litteratur und Poesie*, Nr. 352; KFS 16, S. 113f.)

*bende.*

Goethe hat auf alle Fälle einen widerstrebenden Stoff behandelt. *Poëtische Maschinerie.*

Fridrich verdrängt M[eister] v[on] d[er] Philine und drängt ihn zur Natalie hin.

Die Bekenntnisse sind eine Beruhigung des Lesers – nach dem Feuer, Wahnsinn und wilden Erscheinungen der ersten Hälfte des dritten Theils.

Das viele Intriguiren und Schwatzen und Repraesentiren am Schluß des 4ten Buchs verräth das vornehme Schloß und das Weiberregiment – und erregt eine ärgerliche Peinlichkeit.

Der Abbé ist ein fataler Kerl, dessen geheime Oberaufsicht lästig und lächerlich wird. Der Thurm in Lotharios *Schlosse* ist ein großer Widerspruch mit *demselben*.

Die Freude, daß es nun aus ist, empfindet man am Schlusse im vollen Maaße.

Das Ganze ist ein nobilitirter Roman.

Wilhelm Meisters Lehrjahre, oder die Wallfahrt nach dem Adelsdiplom.

W[ilhelm] M[eister] ist eigentlich ein Candide, gegen die Poësie gerichtet.

Die Poësie ist der Arlequin in der ganzen Farce. Im Grunde kommt der Adel dadurch schlechtweg, daß er ihn zur Poësie rechnet, und die Poësie, daß er sie vom Adel repraesentiren läßt.

Er macht die Musen zu Comödiantinnen, anstatt die Comoediantinnen zu Musen zu machen. Es ist ordentlich tragisch, daß er den Shakespear in diese Gesellschaft bringt.

Avanturiers, Comoedianten, Maitressen, Krämer und Philister sind die Bestandtheile des Romans. Wer ihn recht zu Herzen nimmt, liebt keinen Roman mehr.

Der Held retardirt das Eindringen des Evangeliums der Oeconomie. Marionettentheater im Anfang. Der Schluß ist, wie die letzten Stunden im Park der schönen Lili.<sup>72</sup>

Welche Kränkung die Publikation solcher polemischen Äußerungen für Goethe darstellte,<sup>73</sup> zeigt sein nahezu völliges Schweigen über Novalis. Denn während ihm vor allem Schlegels *Meister*-Aufsatz Grund genug war, das *Athenäum* gegenüber Schillers Vorwürfen gegen „diese naseweise, entscheidende, schnei-

---

<sup>72</sup> Ebd. S. 646f. (Frg. Nr. 536).

<sup>73</sup> So Sulpiz Boisserée an Johann Baptist Bertram, 10. 5. 1811 (in: *Goethes Gespräche. Eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang*, 5 Bde., auf Grund d. Ausg. u. d. Nachl. v. Flodoard Freiherrn von Biedermann ergänzt u. hrsg. v. Wolfgang Herwig, Bd. 1-3.2: Zürich u. Stuttgart, Bd. 4 u. 5: Zürich u. München 1965-87, hier Bd. 2, S. 655).

dende und einseitige Manier“<sup>74</sup> zu verteidigen, und er erst seit Schlegels Konversion zunehmend gereizter gegen ihn wurde, machte er nur ganz selten seiner lebenslangen Verstimmung über Novalis Luft. So, wenn er Ostern 1808 im kleinen Kreis erklärte, in der deutschen Gelehrtenrepublik könne gegenwärtig jedes verwegene Marketendergesicht Imperator werden, und er nach einer kleinen Abschweifung sarkastisch fortfuhr:

Ja, wovon sprachen wir doch gleich? Ha, von Imperatoren! Gut! Novalis war noch keiner; aber mit der Zeit hätte er auch einer werden können. Schade nur, daß er so jung gestorben ist, zumal, da er noch außerdem seiner Zeit den Gefallen getan und katholisch geworden ist. Sind ja doch schon, wie die Zeitungen besagten, Jungfrauen und Studenten rudelweise zu seinem Grabe gewallfahrtet und haben ihm mit vollen Händen Blumen gestreut. Das nenn' ich einen guten Anfang, und es läßt sich davon schon etwas für die Folgen erwarten. Da ich nur wenig Zeitungen lese, ersuche ich meine anwesenden Freunde, wenn etwas weiter von dieser Art, was von Wichtigkeit, eine Kanonisierung oder dergleichen vorkommen sollte, mich davon sogleich in Kenntnis zu setzen.<sup>75</sup>

Wie frisch diese Kränkung für Goethe noch im höchsten Alter war, zeigt seine allerletzte Äußerung über die Brüder Schlegel:

Schiller liebte sie nicht, ja er haßte sie und ich weiß nicht ob aus dem Briefwechsel hervorgeht, daß ich, in unserm engen Kreis wenigstens, sociale Verhältnisse zu vermitteln suchte. Sie ließen mich bei der großen Umwälzung die sie wirklich durchsetzten, notdürftig stehen, zum Verdrusse Hardenbergs, welcher mich auch wollte deliirt (ausgelöscht) haben. Ich hatte mit mir selbst genug zu tun<,> was kümmerten mich Andere.<sup>76</sup>

Hat Goethe also nie zu Novalis' *Meister*-Kritik sachlich Stellung genommen, so konnte es – jenseits des Schulstreits von Klassik und Romantik – unter den

---

<sup>74</sup> Schiller an Goethe, 23. 7. 1798 (MA 8.1, S. 600). Goethe erwiderte darauf am 25. 7. 1798: „Das Schlegelsche Ingrediens, in seiner ganzen Individualität scheint mir denn doch in der Olla potrida unsers deutschen Journalwesens nicht zu verachten. Diese allgemeine Nichtigkeit, Parteisucht fürs äußerst mittelmäßige, diese Augendienerei, diese Katzbuckelgebärden, diese Leerheit und Lahmheit in der nur wenige gute Produkte sich verlieren, hat an einem solchen Wespenneste wie die Fragmente sind einen fürchterlichen Gegner [...]. Bei allem was Ihnen daran mit Recht mißfällt kann man den<n> doch den Verfassern einen gewissen Ernst, eine gewisse Tiefe und von der andern Seite Liberalität nicht ableugnen.“ (Ebd. S. 600f.)

<sup>75</sup> So Johann Daniel Falks Bericht, in: *Goethes Gespräche*, hrsg. v. Biedermann/Herwig, Bd. 2, S. 301f.

<sup>76</sup> Goethe an Zelter, 20. 10. 1831 (MA 20.2, S. 1559).

Zeitgenossen keinen Kompetenteren geben als Jean Paul, der hierzu in der zweiten Auflage der *Vorschule der Aesthetik* (1813) abschließend bemerkt:

Die deutsche Schule, welcher gemäß Göthens Meister das bürgerliche oder Prose-Leben am reichsten spielen ließ, trug vielleicht dazu bei, daß Novalis, dessen breites poetisches Blätter- und Buschwerk gegen den nackten Palmenwuchs Göthens abstach, den Meisters Lehrjahren Parteilichkeit *für* prosaisches Leben und *wider* poetisches zur Last gelegt. Göthen ist das bürgerliche Dichter-Leben auch Prosen-Leben, und beide sind ihm nur kurze und lange Füße – falsche und wahre Quantitäten – Hübners Reimregister, über welchen allen seine höhere Dichtkunst schwebt, sie als bloße Dicht-Mittel gebrauchend. Hier gilt im richtigen Sinne der gemisdeutete Ausdruck Poesie der Poesie. Sogar wenn Göthe sich selber für überzeugt vom Vorzuge der Lebens-Prose angäbe: so würde er doch nur nicht berechnen, daß er blos durch sein höheres Darüber-schweben dieser Lebens-Prose mehr Vergoldung leihe als der ihm näheren Gemeinpoesie.<sup>77</sup>

---

<sup>77</sup> Jean Paul, *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*, hrsg. v. d. Preußischen Akademie der Wissenschaften [...], 1. Abt., Bd. 11, hrsg. v. Eduard Berend, Weimar 1935, S. 238 (§ 72: „Der poetische Geist in den drei Schulen der Romanenmaterien, der italienischen, der deutschen und niederländischen“). – Ebenfalls in der 2. Auflage der *Vorschule der Aesthetik* (§ 2: „Poetische Nihilisten“, ebd. S. 23) wird Novalis als „ein Seiten- und Wahlverwandter der poetischen Nihilisten, wenigstens deren Lehenvetter“ charakterisiert.